

# Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Simon Gfeller †

geb. am 8. Ostermonat 1868 im Zugut (Gemeinde Trachselwald)  
gest. am 8. Jänner 1943 an der Grabenhalde bei Lüzelflüß.

Wenn man unter Volksdichtung nicht nur die aus dem Volk hervorgegangene (und deshalb noch nicht unbedingt wertvolle), sondern die für das Volk wohltätige Dichtung versteht, so ist auch mit Simon Gfeller wieder in doppeltem Sinne ein Volksdichter hingegangen: ein Volkserzieher durch Volksdichtung. Echt schweizerisch ist an ihm außer der erzieherischen Absicht auch seine deutschsprachliche Doppelstellung; denn zu Unrecht gilt er fast ausschließlich als Mundartdichter. Den Voratz, mit dem er an sein erstes, ein Mundartbuch, sein „Heimischbach“ ging, hat er schriftdeutsch ausgedrückt: „Sich selber treu bleiben, ehrlich zu dem stehen, was man als wahr, schön und gut empfindet, und sich so tief in das versenken, was man gestaltet, daß man sich selber darüber völlig vergißt.“ Für unsere Sammelschrift „Schweizerdeutsch und Hochdeutsch“ hat er uns S. 3. geschrieben: „Mundart und Schriftsprache haben beide ihre Berechtigung; man soll sie nur am richtigen Orte verwenden und gleicherweise pflegen.“ So hat er es selbst gehalten und je nach dem Inhalt die Mundart oder die Schriftsprache gewählt. Wir sind ihm für seine Werke in beiden Formen dankbar.

### An unsere Mitglieder

Der Schriftleiter will auch dies Jahr jede Nummer mit einem Gedicht beginnen, in dem die deutsche Sprache lobend oder sonstwie erwähnt wird. Wenn wir den Reigen dieses Jahrgangs eröffnen mit den Worten, die der größte Schweizer Dichter dem für das Schweizer Volk größten reichsdeutschen Dichter, der Schöpfer des „Fähnleins“ dem Sänger „Tells“ gewidmet hat, so soll das ein Bekenntnis zur deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft sein, das mit Politik nichts zu tun hat. Man kann sich ja weder Schiller aus dem deutschschweizerischen, noch Gottfried Keller aus dem reichsdeutschen Geistesleben wegdenken. Und in diesem Sinne wollen wir auch den neuen Jahrgang durchführen und nach unsern Satzungen eintreten „für Reinheit, Eigenart und Schönheit des Deutschen“, der Mundart wie der Schriftsprache.

Und jetzt müssen wir aus dem Reich der Schönheit wieder hinuntersteigen auf das trockene Feld der praktischen Bedürfnisse und unsere Mitglieder bitten, ihren Jahresbeitrag mit beiliegendem Schein einzuzahlen. Und zwar möglichst bald, nicht nur weil wir flüssiger Mittel bedürfen, sondern auch, weil das dem vielgeplagten Rechnungsführer seine Arbeit erleichtert. Trotz den erhöhten Papier- und Druckpreisen bleiben wir beim Pflichtbeitrag von 4 Fr.; denn diese Zeit der Teuerung scheint uns für eine Erhöhung nicht günstig. Wenn wir den Pflichtbeitrag um einen Franken erhöhten, hätten wir freilich 600 Fr. mehr; wenn aber von den 600 nur jeder Fünfte austritt, haben wir wieder gleichviel, und wir wollen lieber von mehr Mitgliedern weniger Geld haben als von weniger Mitgliedern mehr. Der Beitrag von 4 Fr. reicht aber, trotz stark erhöhter Teilnehmerzahl, nicht einmal, um unsere ordentlichen Kosten zu decken, geschweige denn die Ausgaben für die Werbung der neuen Mitglieder wieder einzubringen. So sind wir denn auf freiwillige Beiträge immer noch angewiesen und für jeden Franken dankbar, um den der Einzahlende aufrundet, und für größere Beiträge erst recht. Im übrigen zehren wir eben vom Vermögen, bis bessere Zeiten kommen. Wer 100 Fr. zahlt, ist lebenslanglich befreit von der Plackerei.

Wir haben letztes Jahr eine zarte Andeutung gemacht auf die Möglichkeit, uns durch eine letztwillige Verfügung (wenn nicht schon vorher) etwas zuzuhalten. Das haben sich offenbar zwei Mitglieder zu Herzen genommen; denn im Laufe des letzten Jahres haben wir aus dem Nachlaß des einen 1000 Fr. und aus dem des andern 2000 Fr. erhalten. Für den Augenblick haben wir die Gaben in die laufende Rechnung aufnehmen müssen; wenn aber noch mehr solcher Geschenke kämen (auch schon von Lebenden!), sollten sie wenn möglich ausgeschieden und zu besondern Zwecken angelegt werden. Wir wünschen allen unsern Mitgliedern ein langes Leben; aber da es doch einmal sein muß — warum nicht, wenn man sich's leisten kann?

Also bitten wir: 4 Fr. mit allfälliger Zugabe an die „Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ in Rüsnacht (Zürich), Postcheckrechnung VIII 390. Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den „Verein für deutsche Sprache in Bern“ auf Postcheck III 3814, und zwar 5 Fr., wovon die Hälfte dem Zweigverein verbleibt, der natürlich ebenfalls dankbar ist für freiwillige Zulagen. Auch die Mitglieder der Buchdruckerfachvereine, die die „Mitteilungen“ zum ermäßigten Preis erhalten, werden dringend ersucht, ihren Beitrag entweder, je nach Vereinbarung, an ihren Verein oder an unsere Kasse zu entrichten.

Wir haben, wie angedeutet, einen stattlichen Mitgliederzuwachs zu verzeichnen, ein Beweis, daß man unsere Arbeit als nützlich anerkennt — wenn man sie einmal kennt. Aber bis wir sie so bekanntgemacht hatten, das kostete wie gesagt viel Geld. Am billigsten ist immer noch die persönliche Werbung, und da ist es merkwürdig, wie verschieden die Leistungen sind. Letztes Jahr hat uns ein einziges neues Mitglied in kurzer Zeit weitere 4 neue eingebracht. Das kann nicht jeder jedes Jahr — aber hier und da vielleicht doch eines, oder nicht? Und nun an die Arbeit!

### Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Auch diesen Brauch möchte der Schriftleiter beibehalten: in der ersten Nummer jedes Jahrgangs aus seiner Sammlung von Steinen sprachlichen Anstoßes vor dem Leser einige Beispiele ausschütten, um zu zeigen, was alles an Sünden wider unsere Muttersprache vorkommt und wie notwendig sprachliche Bildung auch nach der Schulzeit noch ist. Fast alle Beispiele stammen aus der Presse.

Wo wollen wir anfangen? „Im Anfang war das Wort“, hieß es einmal, aber bald wird es heißen: „Am Ende sind noch die Anfangsbuchstaben einiger Wörter.“ Die Aklisprache nimmt gewaltig überhand. (So nennt man sie in Anwendung ihres Grundsatzes, der Abkürzung, auf ihren eigenen Namen). Gegen die ältere Form, die Aussprache der Namen der Anfangsbuchstaben der Teile eines zusammengesetzten Ausdrucks (Eßbebe, Eßgaze, Eßeha) ist nichts einzuwenden, wenn es mit Maß und Takt geschieht, vor allem im schriftlichen Gebrauch. Wer beruflich, geschäftlich viel mit diesen Dingen zu tun hat, erspart sich mit der schriftlichen Abkürzung viel wertvolle Zeit und mit der mündlichen einige Mühe; nur klingt es schäbig, wenn man sich bei feierlicher Gelegenheit diese Mühe reuen läßt und etwa „im Namen des Eßgaze“ eine Klubhütte einweicht oder „im Namen des Bauerrbeh“ einem verstorbenen Mitglied einen Kranz aufs Grab legt. Sparfamer sollte man schon umgehen mit der neuern Aklisprache, die darin besteht, daß man diese Buchstaben nicht beim Namen nennt, sondern sie als Laute behandelt und zu neuen „Wörtern“ zusammensetzt (Hyspa, Saffa), wobei man oft mit dem zweiten Laut nachhelfen muß, damit man's aussprechen kann. Wenn die Studenten vom „Seschluba“

reden und ihren Semesterfußball meinen, so kann man das am Ende als guten Witz auf schlechten Sprachgebrauch auffassen, aber — es ist fast nicht zu glauben — die „Eidgenössische Turnzeitung“, berichtet die „Volksstimme aus dem Fricktal“, spreche bereits von einer „Mätuko“ (Männerturnkommission), einer „Spiko“ (Spielkommission) und einer „Wispoko“ (Wintersportkommission). Mit diesen ihren „-ko“ macht sie sich entschieden ko-misch.

Eine andere Modetorheit: „Der Gang durch diesen Winkel unseres Kantons genügt, um wieder einmal mehr festzustellen, daß usw.“ Dieser Satz genügt, um wieder einmal festzustellen, daß die heute häufige Formel „einmal mehr“ nicht nur überflüssig, sondern geradezu gefährlich ist; denn sie verführt immer wieder zu dem lächerlichen Pleonasmus“ (d. h. Überfülle; Ed. Engel sagte dafür „Wortgedoppel“) „wieder einmal mehr“. Früher sagte man eben „wieder einmal“ (oder einfach: wieder, auch: aufs neue, erneut); während des ersten Weltkrieges kam dann, wahrscheinlich durch liederliche buchstäbliche Übersetzung fremdsprachiger Nachrichten (une foi de plus, once more) die neue Formel „einmal mehr“ auf. Aber das alte Sprachgefühl schlägt immer wieder einmal durch, und so kommt „wieder einmal mehr“ ein Unsinn zustande.

Ein ähnlicher Fall: „Während sich die traditionelle nationale Solidarität . . . manifestiert, tritt das Mitgefühl gegenüber dem Reichsverweiser sichtbar in Erscheinung.“ Kann etwas anders als sichtbar in Erscheinung treten? Wenn es nicht sichtbar wird, tritt es nicht in Erscheinung und umgekehrt; erst wenn es erscheint (das ist der einfache Ausdruck, den der geschwollene ersetzen soll), wird es sichtbar. Wie kommt ein solcher Pleonasmus zustande? — Der Ausdruck „in (die) Erscheinung treten“ ist schon ein ziemlich alter Modeschwulst (Wustmann verspottet ihn bereits 1903). Man suche sich einmal die Erscheinung vorzustellen, in die das Mitgefühl getreten sein soll. Da man sich dabei nicht viel vorstellen kann, hat der Berichtersteller das Bedürfnis gefühlt, die verwaschene Redensart zu verstärken durch „sichtbar“, und nun haben wir den Schatz.

Während bei diesem Ausdruck der Sinn kaum „sichtbar in Erscheinung tritt“, scheint die heute noch übliche Bedeutung von „scheinbar“ in ihr Gegenteil treten zu wollen. Gewöhnlich bedeutet es: nur dem Schein nach, in Wirklichkeit war es anders. Wenn wir lesen: „Der junge Mann war scheinbar sehr fleißig“, so wissen wir schon, daß er es in Wirklichkeit nicht war; der Fleiß war nur Schein. Wenn wir aber lesen: „Die Panzerarmee Kimmels ist nun scheinbar eingesetzt worden, nachdem sie in der ersten Phase der Schlacht zurückgehalten wurde“, so ist diese Panzerarmee offenbar nicht bloß zum Schein eingesetzt worden, sondern wirklich, augenscheinlich, offenbar; sie ist in „Erscheinung getreten“. Wahrscheinlich liegt eine Verwechslung von „scheinbar“ mit „augenscheinlich“ vor (der Berner sagt auch: „mit Schyn“); beide enthalten den „Schein“, aber sie bedeuten nur scheinbar dasselbe; der Schein trügt. Da diese neueste, vorläufig noch seltenere Bedeutung von „scheinbar“ das Gegenteil der älteren enthält, kann es gelegentlich doch Mißverständnisse geben, und man tut besser, bei der alten zu bleiben. (Sm 18. Jh. bedeutete „scheinbar“ auch „wahrscheinlich“, was wieder etwas anderes ist.)

Es kommen aber auch Dinge vor, bei denen ein Zweifel nicht möglich ist. Bei aller Hochschätzung der Mundart ist es doch bemühend, daß der Unterschied, den die Schriftsprache macht zwischen „lehren“ und „lernen“, noch nicht allen Deutschschweizern klar ist, die sich zu öffentlichem Gebrauch der Schriftsprache berufen fühlen. Gewiß, in urhigem Schweizerdeutsch sagt man für beide Tätigkeiten an den meisten

Orten „lehre“ („Lehrit!“ ruft bei Gotthelf der Schulmeister den Kindern zu), an einigen andern Orten umgekehrt „lerne“ („Der Lehrer soll die Kinder auch Anstand lernen“, so ungefähr konnte man in einer ostschweizerischen Zeitung schon lesen), aber schriftdeutsch geht das nicht mehr an. Und doch stellt ein Sonntagschulkomitee die wohlgemeinte Frage: „Sollten wir nicht gerade jetzt die Kinder lernen, daß sie ihre Gaben mit den Ärmsten der Armen teilen?“ Nein, das soll man sie nicht lernen, sondern lehren. Und das Gegenstück: Kürzlich hat (laut Zeitungsbericht) ein Staatsmann erklärt, zwei feindliche Staatsmänner hätten sein Volk „hassen gelehrt“; das war richtig, aber der „Rundsprecher“ der Schweizerischen Depeschagentur berichtete, sie hätten es „hassen gelernt“; das hätte zwar auch einen Sinn gehabt, aber den gegenteiligen. Wer hier Schwierigkeiten hat, halte sich an den Satz: „Der Lehrer lehrt (darum heißt er so), der Schüler tut das andere: er lernt.“ Einen solchen Fehler wird auch ein Sezer ruhig verbessern dürfen.

Schlimm ist auch, daß viele die Wörter nicht zu handhaben wissen, besonders die Fallformen der Hauptwörter. Es ist doch bitter, wenn man in einem frommen Abreißkalender lesen muß: „Es gibt nur ein Wille, . . .“, der Wille Gottes.“ Ein Druckfehler kann das nicht sein. Nach „es gibt“ gibt es nur einen richtigen Fall, den Wenfall, also auch nur „einen Willen, den Willen Gottes“. Schwieriger zu handhaben ist der Wesfall, namentlich bei Eigenschaftswörtern, und so ist es kein Wunder, wenn in einem sprachlich auch sonst ansehbaren Bericht eines Wissenschafters von einer Landschaft gesagt wird, sie sei „voller Überraschungen und gelegentlichen Weitblicken“ statt „gelegentlicher Weitblicke“; denn „voll“ kann heute nur den Wesfall oder den Wenfall regieren („Voll süßen Weins“, „ein Sack voll Geld“), die erstarrte Form „voller“ nur den Wesfall; der Wemfall steht nach „voll von“. — Es gab auch eine Zeit, da man vor numerierten Fürsten so große Hochachtung fühlte, daß man ihren Namen im Wesfall keine Endung beizufügen wagte. Man schrieb wohl: „der Tod Friedrichs des Großen“, aber „der Tod Friedrich II.“, und doch war es derselbe Mann. Davon ist man zum Glück doch abgekommen, und es tut den Augen weh, wenn man in der Besprechung eines geschichtlichen Romans lesen muß: „Die Abwesenheit Alexander VI.“ und „der Hof Heinrich VIII.“. Wie soll man das aussprechen? Man kann doch nicht sagen: „der Hof Heinrich der Achte“; wenn man also die Ordnungszahl richtig beugen muß, warum tut man's nicht beim Namen? — Vielleicht nur ein Druckfehler, aber dann sehr störend ist in der ersten Zeile einer Buchbesprechung der „schöne“ Satz: „Die Kultur des Abendlandes liegt in Trümmern.“

Schwierig, für gewisse Leute allzu schwierig offenbar, ist die Fallbiegung auch, wenn eine mit „als“ oder „wie“ verbundene Zuschreibung („Apposition“) im Spiel ist. In einer philosophischen (!) Besprechung der „menschlichen Natur“ heißt es, Gott könne sich „für die Vernunft als dem natürlichen Licht des Menschen auch in der Natur offenbaren“ — für das Ohr als das natürliche „Empfangsgerät“ etwas peinlich. Oder: „Dem Mann, dem als nachgeboren er Sohn Lord Salisburys der Aufstieg . . . sich geradezu aufdrängte“ — nein, er drängte sich ihm als nachgeborenem Sohne auf. Und wer einen geschichtlichen Roman bespricht, der sollte auch nicht schreiben, der Verfasser habe uns den Helden „als Kirchenfürst und als Feldherr“ dargestellt, sondern als Kirchenfürsten und Feldherrn. Oder dürfte man den Verfasser dieser Besprechung „als ein sprachgebildeter Mensch“ darstellen?

Schwierig scheint auch der Umgang mit Fürwörtern zu sein. Eine wohlgemeinte Mahnung zur Selbstbesinnung,

auch in der Sprache, und zur Ablehnung „importierter Manieren“ schließt so: „Bleiben wir unser selbst.“ Das ist allerdings nicht „importiert“, aber auch nicht bodenständig, sondern einfach falsch. Gemeint ist: „Bleiben wir wir selbst“ oder „Bleiben wir uns selber treu“ oder „Bewahren wir unser Selbst“. Etwas zwischen diesen drei Möglichkeiten hat dem Manne vorgegeschwebt. Auf die 1. Person Einzahl übertragen, könnte es auch nicht heißen: „Ich bleibe mein (oder: meiner) selbst“, sondern nur „Ich bleibe ich selbst“.

Auch von der Be- und Mißhandlung des Zeitwortes wäre allerlei zu berichten; für heute seien nur im Vorbeigehen erwähnt „die sich zugezogene Fingerverletzung“ eines Klavierpielers (der dieses Ausdrucks „sich schuldig gemachte Berichterstatter“ hätte besser von einer „erlittenen Verletzung“ gesprochen) und „der mit dem Existenzminimum auszukommende Familienvater“. Grammatisch richtig, aber stilistisch unmöglich wäre „der auszukommen habende Familienvater“. Wenn der über die Sache „zu schreibende Verfasser“ keinen Nebensatz machen wollte, hätte er sagen können: „der auf sein E. angewiesene (oder beschränkte) F.“

Und dann blüht natürlich die liebe alte Fremdwörtererei in immer neuer Schönheit. Ein Schuhgeschäft empfiehlt einen Bergschuh mit „wasserdichtem Waterproof“; der ist also doppelt wasserdicht; denn englisch waterproof heißt buchstäblich wasserprobefest. Ein Journalist sucht sich nicht einen Gönner, sondern „einen Mäzenat“, der ihm seine Schulden bezahlen soll. Das wäre nicht zu empfehlen, denn ein Journalist, der nicht weiß, daß er einen Mäzen sucht, ist des Mäzenatentums nicht würdig. In Zürich hat einer eine Bücherstube „mit neuartigen Servicevorteilen“ aufgemacht unter dem Namen: „Chez moi.“ Geschmacksfache! Auch die urchigen Berner unterhalten sich im „Bernerhof“, der auch „Bellevue“ heißt, beim Thé dansant und bei der Soirée dansante mit den „Original Teddies“ (wörtlich übersetzt sind das „urwüchsige Gottesgeschenke“) oder in Grill und Bar, und im Zürcher Bellevue-Kino war ein Film zu sehen „von unerhörter Einmaligkeit“ (was auch nicht gut anders möglich ist, denn bevor etwas einmal geschehen ist, kann man auch nicht davon gehört haben), ein „Werk mit Atmosphäre“!

Zum Schluß noch eine Stilblüte: „Durch Zufall entdeckte ich eine hochwichtige Ader der SWB., von deren Existenz wenige Privatleute wissen [gemeint ist das Büro, das verlorengegangene Sendungen nachforscht]. Wie ein Blümlein blüht sie im Verborgenen, und doch ist sie ein starker Ast im vielverzweigten Aufbau.“ Eine Ader, die wie ein Blümlein blüht und doch ein starker Ast ist — das erinnert ja an den „Zahn der Zeit, der alle Wunden heilt und schon so manche Träne getrocknet hat und wohl auch über diesem Grabe Gras wachsen lassen wird“. Hübsches Beispiel einer Phrasen!

## Briefkasten

H. R., St. G. Es gibt doch merkwürdige Dinge. Da streitet man sich also in einer deutschschweizerischen Druckerei darüber, ob man sagen dürfe: „... was für einen Jugendausbund ich bin.“ Darüber gibt es aber gar keinen Zweifel. Sie haben vollständig recht; es kann nur heißen: „was für ein Jugendausbund“; denn wenn bei irgend einem Zeitwort der Werfall berechtigt ist, ist er es bei „sein“. Wer meint, man könne „einen“ Jugendausbund sein, der könnte auch sagen: „Ich bin einen Schweizerknaben“ oder „Ich bin den Doktor Eisenbart.“ (An diesen fühlt man sich bei solcher „Sprachlehre“ sogar erinnert.) Nun findet der Werfall, den Ihr Berufsgenosse scheint's verteidigt, scheinbar eine Stütze in dem Satz: „Wenn ich dich wäre, ...“ Aber das ist nicht richtiges Schriftdeutsch, sondern buchstäblich übersetzte Mundart: „Wenn i di wär, ...“ Schweizerdeutsch sagen wir in der Tat so. Wenn wir einen Mann aus dem Nebel auftauchen sehen und als den Erwarteten erkennen, sagen wir froh: „Es ist en (ihn).“ Aber dieser Werfall kommt nur bei persönlichen Fürwörtern vor.

Bei den Hauptwörtern lauten Wer- und Wenfall gleich: „De Hans verhaut de Heiri und de Heiri de Hans“; bei persönlichen Fürwörtern unterscheiden wir aber genau: „Ich hau di, du hauft mi, er hauft ihn“, und wohl deshalb, weil die meisten Zeitwörter, die nähere Bestimmungen fordern, zielend (transitiv) sind, meinen wir schweizerdeutsch auch sagen zu müssen: „Wenn ich di wär“ usw. Das ist nun im Schweizerdeutsch einmal so, und es würde geziert klingen, wenn man nach grammatischer Logik „korrekt“ sagen wollte: „Wenn ich du wär.“ Da verwechseln wir einfach Wer- und Wenfall (und finden es lächerlich, wenn der eingeborene Berliner, ebenfalls beim persönlichen Fürwort, Wem- und Wenfall, „mir“ und „mich“, verwechselt). Wenn nun ein deutschschweizerischer Dichter eine schriftdeutsche Rede etwas mundartlich färben will, so läßt er einen sagen: „Wenn ich dich wäre“ — aber mit dem Recht des Dichters. Von sich selber würde er ganz sicher nie schreiben: „Wenn ich keinen Schriftsteller, sondern einen Kaufmann wäre.“ Es ist bemühend, aber offenbar doch notwendig, wieder einmal ganz deutlich zu sagen: bei „sein“ steht der Werfall; man kann also „keinen Ausbund“ sein, und auch Ihr Kollege würde wohl den Satz beanstanden: „Ich bin einen Schriftfeger.“

Und merkwürdigerweise fehlt auch das Gegenstück nicht, und das ist noch schlimmer. Vor wenigen Jahren erschien in den „Typographischen Monatsblättern“ ein vortrefflicher Beitrag: „Zwei Stunden Grammatik.“ Er war vor allem für Lehrlinge bestimmt und enthielt das für alle Buchdrucker notwendige grammatische Rüstzeug übersichtlich und gut zusammengefaßt. Geradezu tragisch mutet es aber an, daß im allerersten, inhaltlich durchaus richtigen und wichtigen Satz ein ganz grober grammatischer Fehler vorkam, über den gar kein Zweifel herrschen kann, für den es auch kein Beispiel im Schweizerdeutsch gibt: „Außer den Berufen mit ausschließlich literarischem Einschlag gibt es kein anderer, der mit der Sprache in so enger Verbindung steht wie der des Schriftfegers.“ Nach „es gibt“ gibt es keinen andern Fall als den Wenfall, also auch „keinen andern Beruf als den des Schriftfegers“. Gewiß ist der unpersönliche Ausdruck „es gibt“ sehr abgeblaßt und bedeutet nicht mehr viel mehr als „es ist (da)“. „Es gibt Leute“ heißt soviel wie: „Es sind Leute (da), es leben Menschen, die ...“ Die Fassung: „Es gibt einen Berg, der heißt Soundso“ berührt uns nicht stärker als „Irgendwo ist ein Berg, der ...“. Trotzdem ist „geben“ bisher ein zielendes Zeitwort geblieben und hat auch in unpersönlichem Gebrauch bei allen einigermaßen anerkannten Schriftstellern den Wenfall verlangt; diese Frage ist „vollständig abgeklärt“, und der Verfasser des Satzes ist von allen sprachlich Geschulten sicher der allererste, der hier den Werfall nicht bloß in einem schwachen Augenblick, wie ihn jeder einmal erleben kann, geschrieben, sondern nachträglich noch verteidigt und die Frage für „nicht vollständig abgeklärt“ erklärt hat. — Wer mit dem falschen Wer- und mit dem ebenso falschen Wenfall sollten tauschen können.

J. B., J. Die Form „Eine Botschaft Königin Wilhelminens“ ist nicht falsch, aber der Wesfall „Wilhelminens“ ist heute in der Tat gebräuchlicher. Die weiblichen Namen auf =e wurden ursprünglich schwach gebeugt; Wes-, Wem- und Wenfall gingen also auf =en aus (wie heute noch bei schwachen männlichen Gattungsnamen: Mensch). Noch Wieland konnte (1771) von einer Eigenschaft „der wenig scheinbaren (das hieß damals: auffallenden) Mäntel“ schreiben, und in den Zusammenfügungen „Marienkäfer, Ratharinenkirche“ u. dgl. hat sich diese alte Wesfallform erhalten. Im Wem- und Wenfall sind sie noch länger erhalten geblieben, dann etwas zurückgetreten, neuerdings aber wieder häufiger geworden. Man kann daher heute sagen: „Otto erklärte Elfen (oder Elfe) seine Liebe“ und „Er führte Elfen (oder Elfe) heim“. Von diesen Formen auf =en aus bildet man neuerdings Wesfälle auf =ens: Wilhelminens, Luisens, Elsens, Mariens (neben Maries, weil hier das =e nicht gesprochen wird).

## Allerlei

Eine sonderbare Rechnung. In einem Bericht über ein Jugendkilo-lager konnte man lesen: „Tausend Augenpaare glänzten, und fünfhundert Kehlen jauchzten in den erwachenden Tag hinein.“ Wie war das nun? Waren da 500 Mädchen, die je zwei Augenpaare hatten, was manchmal bequem wäre, aber nicht gerade wahrscheinlich ist? Oder waren es tausend, aber nur die Hälfte (die „geraden“ oder die „ungeraden“) konnten oder durften singen? Oder war es so: Es waren (laut Bericht) doch nur 500, jedes mit zwei Augen; das macht, richtig vervielfacht, 1000 Augen. Aber dann fiel dem Berichterstatter ein, „Augenpaare“ machen sich noch besser, vergaß aber, wieder durch 2 zu teilen. So was kann vorkommen, aber daß weder Redaktor noch Setzer noch Korrektor das gemerkt haben? Das ist das einzig Merkwürdige an der Sache.